
DIE EINSIEDLER

KLOSTERSCHULE

**AUFNAHMEN
VON
BRUNO
KIRCHGRABER**
**TEXT
VON
FRANZ
FASSBIND**

Der Einladung, zu den Aufnahmen von Bruno Kirchgraber aus der Klosterschule von Einsiedeln als «Ehemaliger» einen «stimmungsvollen» Text zu schreiben, konnte ich nicht widerstehen. Keiner, der an der Klosterschule in Einsiedeln studiert hat, wird sich einem Appell an den «Ehemaligen» entziehen. Man könnte beinahe annehmen, diese Reaktion sei das Ergebnis einer geheimen Absprache. In Wirklichkeit handelt es sich bloss um einen Akt der Dankbarkeit.

Dankbarkeit wofür? Die Erzieher der Klosterschule haben sich bemüht, jeden Einzelnen von uns zu sich selber, zu seiner je eigenen vollen Menschlichkeit kommen zu lassen. Sie versuchten, den Menschen in uns menschlich zu machen, und dies soll ja, nach Jacques Maritain, das höchste Ziel jeder weltanschaulich noch so unterschiedlichen Erziehung sein. Es ist zudem auch die höchste Pflicht, welche der Fortschritt heute jedem Erzieher auferlegt: Mehr denn je gilt es, das Gleichgewicht zu halten zwischen dem, was wissenschaftlich oder technisch, und dem, was menschlich ist, und dadurch zu verhindern, dass der Mensch die Methoden und Errungenschaften der produktiven Technik eines Tages gegen sich selbst gebraucht.

Ich weiss nicht, ob derlei Gedanken zu dem «stimmungsvollen» Text passen, den man von mir erwartet. Eigentlich sind die Bilder aus der Klosterschule von Einsiedeln schon «stimmungsvoll» genug. Die «Verführung», welche von ihnen ausgeht, spricht das Gemüt, das Gefühl des Betrachters unmittelbar an. Es ist aber das Gemüt, über das der Wille, das Urteilsvermögen und die Entscheidungskraft aktiviert werden. Der Leser mag also gütig darüber hinwegsehen, falls mein Text nicht unbedingt «stimmungsvoll» ausfallen

sollte. Ich will wenigstens dafür Sorge tragen, dass er, im Rahmen des durch meine persönliche Optik bedingten Unschärfe-Bandes, einigermaßen «stimmt».

Mit Ausnahme der Externen, die nicht innerhalb der Klosterschule, sondern draussen im Dorf wohnen, erhält beim Eintritt jeder Gymnasiast eine schwarze Kutte mit einem Gürtelband, dem sogenannten Zingulum. Zum vollen Mönchshabit fehlen somit nur noch das Skapulier, die Kapuze und die Kukululle, das weite Obergewand, welches die Benediktiner beim Chorgebet zu tragen pflegen. Diese «Uniformierung» scheint nun allem zu widersprechen, was ich oben gesagt habe: Die Klosterschule will den Studenten offensichtlich nicht nur zu sich selber, zu seiner je eigenen vollen Menschlichkeit führen. Sie will ihn, auch äusserlich, in die von einem ganz bestimmten Geist getragene Klostergemeinschaft einordnen und, wer weiss, vielleicht will sie ihn diesem Geiste sogar unterordnen. Die Kutte wäre demnach, so mag der argwöhnische Zeitgenosse folgern, lediglich ein Instrument der «Gleichmacherei». In einem bestimmten, allerdings nicht im landläufigen Sinne dieses desperaten Wortes mag das zutreffen. Aber bekanntlich zeigt schon die Parole der Französischen Revolution, welche im übrigen den Klosterschulen nicht hold gesinnt war, dass Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit einander durchaus nicht auszuschliessen brauchen. Diese Feststellung zwingt uns, der ominösen Kutte der Einsiedler Studenten einen positiven Sinn abzugewinnen. Sie hebt zum Beispiel die Unterschiede zwischen arm und reich auf und erinnert die jungen Menschen aus allen möglichen Klassen und Schichten, aus allen möglichen Teilen der Schweiz und aus dem Ausland daran,

dass der Mensch bereit sein muss, das Ziel jeder Bildung nicht gegen, sondern in, mit und schliesslich durch die Gesellschaft zu erreichen. Anders ausgedrückt: Die Kutte erinnert ihren Träger daran, dass der Mensch als individuelle et soziale auch Grund und Zweck einer Gesellschaft zu sein hat, deren Ziel die Hebung, die Entfaltung und Vervollkommnung der menschlichen Persönlichkeit ist. Was nützt es der Menschheit, wenn sie gigantische physikalische Vorgänge beherrscht, aber das soziale Geschehen nicht zu lenken versteht?

Wieder andere bringen der Kutte weniger aggressive Gefühle entgegen. Sie erblicken darin ein hübsches Relikt der Vergangenheit, und da man heute die Reste aus früheren Perioden der Erdgeschichte eifrig sammelt und konserviert, sähen sie es nur ungern, wenn die Kutte, dieses zwar überholte, aber historisch doch recht interessante Kleidungsstück, das sich überdies so stimmungsvoll ins Ganze des Klosters und in die prächtigen Gottesdienste einfügt, von einem Tag auf den andern verschwinden würde. Zudem geht, wer möchte es leugnen, von den jugendlichen Kuttenträgern eine ungemein beruhigende Wirkung aus. Darum wird die Kutte für manchen Betrachter zum Sinnbild einer stetigen Welt, denn die Stetigkeit ist, wie jedermann weiss, ein wesentlicher Faktor der Ordnung. Mag sich die Haltung des Menschen in den vergangenen hundert Jahren noch so geändert haben, an der Kutte hat sich seit Jahrhunderten nichts geändert.

Ich brauche wohl nicht zu betonen, dass auch diese Auffassung falsch ist. Die Kutte ist kein Beruhigungsmittel für jene Nachzügler, Skeptiker, Heckenschützen und Rückschrittler, welche sich um das beispiellose Abenteuer, nämlich um das Abenteuer der Wissenschaft, drücken wollen, in das sich die Menschheit gestürzt hat. Sie ist nicht mehr und nicht weniger als ein kleines unscheinbares Zeichen, ein Signal zu unentwegtem Vorwärtsschreiten im Glauben an eine Ordnung, die den Zusammenbruch aller zeitweiligen Ordnungen überdauert hat und überdauern wird. Sie ist zugleich auch Zeichen für eine Haltung, die von Anfang an das Beste aus dem Zusammenbruch jeder zeitweiligen Ordnung in die neue zeitweilige Ordnung der Zukunft hinübergerettet hat und dadurch jenen Aspekt der Wirklichkeit, den wir mit dem Wort Diskontinuität bezeichnen, durch den Aspekt der Kontinuität ergänzt. Es kommt also nicht auf die Kutte, sondern auf das Programm an, das sich dahinter verbirgt. Sie mag eines Tages verschwinden – hoffentlich nicht zu früh: Was tut's! Es ist der Geist, der lebendig macht! Nach der «Einkleidung» kommt sich der Gymnasiast schon wie ein halber Mönch

und wie ein ganzer Lateiner vor, denn der Vorgang erinnert ihn an den Tag, an dem die freigebornen Römer einst, zum Zeichen, dass sie fortan zu den Erwachsenen zählten, die bis zum sechzehnten Altersjahr getragene Tracht mit der *toga virilis* vertauschten. Diese wollene Toga, das offizielle, gesetzlich vorgeschriebene Kleid der römischen Bürger, ist zwar ursprünglich weiss gewesen. Aber als Benedikt von Nursia im Jahre 529 auf Monte Cassino das Stammkloster des nach ihm benannten Ordens gründete, war der Glanz des Weströmischen Reiches bereits erloschen und die Geschichte der alten Welt beendet. Wer am Aufbau einer neuen Ordnung mitwirken wollte, durfte sich vor keiner Arbeit scheuen. Darum erliess Benedikt, der römische Hausvater des Abendlandes, in seiner Regel auch keine Vorschriften über die Farbe der Mönchskleider. («Über die Farbe und den groben Stoff dieser Kleider sollen sich die Mönche nicht beklagen. Sie seien so beschaffen, wie man sie am Wohnorte vorfindet oder wohlfeiler beschaffen kann.»)

Doch schuf Benedikt von Nursia mit der Regel die Grundlage für die Einheit einer neuen Elite, welche die griechische Weisheit, die römische Ordnung, die lateinischen Gesetze, die neuplatonische Mystik, die ägyptische Askese und, mit dem literarischen Erbe der vorchristlichen und der ersten christlichen Jahrhunderte, auch die Frohbotschaft des Evangeliums über den Untergang der antiken Ökumene hinweg an frische, begabte, aber kulturarme Völker weitergab. Diese Elite zog, unbekümmert um die Barbaren, welche immer wieder plündernd und zerstörend über das Abendland fluteten, nach Frankreich, England, Deutschland, Spanien, Dänemark und zu den Slawen, kultivierte den Boden, entwässerte Sümpfe, baute Klöster, Krankenstuben, Bibliotheken, Schulen, Kirchen und errichtete um das Jahr 800 in Salerno jene grosse Lehrstätte für Medizin und Heilkunde, welche im 11. Jahrhundert als *Schola Salernitana* Weltruf erlangen sollte: Nicht bloss aus Europa, auch aus Asien und Afrika strömten junge Ärzte, oft zu Tausenden, herbei, um sich hier in ihrer Wissenschaft zu vervollkommen. Die Araber brachten ihre alte Weisheit, die Griechen die Naturwissenschaft des Aristoteles mit. Hier wurden die Traktate der Hippokratischen Sammlung und die Schriften des Galenus aus dem Griechischen ins Lateinische, also in jene Sprache übersetzt, welche die siegreichen Germanen, da sie keine ausgebildete Schriftsprache besaßen, von den Besiegten und von der unbesieglichen Kirche übernommen hatten. Und während sich aus der Vermischung des Vulgärlateins mit den einheimischen Sprachen im Süden und Westen des aufgelösten Imperiums

allmählich die sechs Tochtersprachen des Lateins entwickelten, wurde das Latein selbst bis weit über das Mittelalter hinaus zur Sprache der Regierungen, der Urkunden, des Rechts und der Wissenschaft. Noch heute gibt es in fast jeder Kultursprache einen Bestand an Worten, die aus griechisch-lateinischen Stämmen gebildet sind. Von diesen Worten, zeichnen sich vor allem die wissenschaftlichen Ausdrücke durch eine besondere Stabilität aus. Sie sind der allgemeinen Entwicklung einer Sprache in geringerem Masse unterworfen als die Worte der Umgangssprache, sichern darum nicht nur die internationale Verständigung der Wissenschaftler untereinander, sondern auch das Verständnis der wissenschaftlichen Literatur vergangener Zeiten.

Im Vorwort der Regel umschreibt Benedikt den Zweck seiner Gründung: «Es ist also unsere Absicht, eine Schule für den Dienst des Herrn einzurichten.» Im zweiten Kapitel lesen wir: «Ein Freigeborener habe keinen Vorrang vor dem, der aus unfreiem Stand ins Kloster kommt... denn ob unfrei oder frei, in Christus sind wir alle eins.» Der Abt, welcher einem Kloster vorsteht, soll nichts lehren oder gebieten, was den Vorschriften Gottes zuwider wäre. Die Brüder fügen sich seinen Anordnungen in freiwilligem Gehorsam, werden von ihm jedoch zur Beratung wichtiger Angelegenheiten beigezogen, «weil der Herr oft einem jüngeren eingibt, was besser ist». Die Entscheidung bleibt aber stets beim Abt. So bietet sich uns die Regel dar als eine grossartige Durchdringung der besten römischen Traditionen mit dem Geiste des Christentums, als ein Gesetzeswerk, das die Verantwortung des Einzelnen für die Gemeinschaft und der Gemeinschaft für den Einzelnen mit sehr viel Sinn für das praktische Leben regelt und Gebet und Arbeit in harmonischer Weise vereinigt. Aus diesem Grunde wurden die regeltreuen Klöster nicht bloss Stätten eifrigen Gebetes, sondern auch Mittelpunkte der geistigen und materiellen Kultur. Der Orden als Ganzes hat seine lebendige Kraft bis in unsere Zeit hinein bewahrt.

«Lausche, mein Sohn, den Lehren des Meisters ... nimm willig hin die Mahnungen des Vaters, der es gut mit dir meint, und erfülle sie im Werk... so werden wir in Geduld an den Leiden Christi teilnehmen. Damit erlangen wir auch, dass wir Genossen seiner Herrlichkeit werden dürfen.» «Erfülle sie im Werk»: Hier stossen wir wohl auf das tiefste Geheimnis der benediktinischen Erziehung: Sie versetzt den Menschen nicht auf bequeme Art aus den zeitweiligen Ordnungen und Unordnungen des Irdischen in ein abgeschlossenes, wohlduftendes Paradiesgärtlein. Sie trennt den Bürger des Erdreichs im Menschen nicht vom

Bürger des Himmelreichs, der er ja auch ist, sondern lehrt ihn, durch tätige Hinwendung zur Welt im gemeinsamen Dienste aller an allen auch alle zur gleichen Einheit und Herrlichkeit heranzuführen.

Es ist dieser offene, umfassende Geist der Regel, welcher die Mönche befähigt, den Menschen, seinen Geist, seine Zivilisation und Kultur, gleichgültig auf welcher Entwicklungsstufe sie sich gerade befinden, als stets neue Aufgabe zu suchen, anzunehmen und durch die Vergöttlichung jeder Zeit schliesslich alle Zeiten ins letzte Ziel jeder möglichen Zukunft heimzuholen. Und da diese Regel von ihrem Stifter als «Schule» gedacht ist, kann es nicht verwundern, wenn ihr Geist über die gelehrten Professoren, die ja Mönche sind, auch als zündender Funke auf die Studenten der Klosterschule überspringt und ihren Eifer für die Wissenschaften, für die Künste und für die Religion entflammt. Zum regulären Schulplan gesellen sich die Fächer, welche es dem Gymnasiasten ermöglichen, später als Bürger auch in der Öffentlichkeit für seine Meinung, für das von ihm erkannte Wahre, Schöne und Gute einzustehen: Musik, Theater, sportliche Wettkämpfe und die Rhetorik werden gepflegt. Wer an ihrem hilfreichen Einfluss auf die Entfaltung der Persönlichkeit und der staatsbürgerlichen Tugenden zweifelt, mag nachlesen, welchen Wert und Nutzen bereits die Griechen und Römer derlei Übungen beigelegt haben. Trotzdem bleibt genügend Zeit für Erholung, für gemeinsame Spaziergänge, für das schweizerische Nationalspiel, den Jass, und, wenn es sich zum Abreagieren überschüssiger Aggressivität als notwendig erweist, sogar für faire, fröhliche Kommentkämpfe in einem der Klostergänge oder auf dem grossen Spielfeld. Es wird im Winter jeweils in einen Eisplatz verwandelt. Auf diesem Eisplatz ist seinerzeit ein inzwischen verstorbener Rektor und Griechisch-Lehrer noch hoch in den Siebzigern jeden Tag seine Kür gelaufen. Über alles aber breiten sich, als sichtbare Spiegelung der unsichtbaren ewigen Ordnungen, die hellen Gewölbe des Klosters, die hohen Kuppeln der herrlichen Barock-Kirche, der Glanz der feierlichen Gottesdienste, die unendlichen Bögen des gregorianischen Chorals: Nicht als bergende Hülle für Schwächlinge, nicht als Illusionierung des steinigen Alltags, aber auch nicht als unverbindliche Sekundärwelt (wie etwa die Welt auf dem Bildschirm), sondern als jederzeit sinnhaft erfahrbare Wirklichkeit und somit als ständiger Anreiz zur Selbstaueinandersetzung und zur Auseinandersetzung mit Dem, der durch seine Menschwerdung die wahre Menschwerdung des Menschen überhaupt erst ermöglicht hat. F. F.